Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 8. 1939 | Nr. 32

Pflicht und Freiheit.

Von Professor Dr. Gerhard Budde.

Pflicht und Freiheit sind zwei Begriffe, die sich scheinbar gegenseitig aufheben, denn die Pflicht mit ihren Geboten setzt dem freien Handeln des Menschen bestimmte Grenzen, die er nicht überschreiten darf.

Das sehen zu allen Zeiten manche Kreise als eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit an, und sie lehnen sich deshalb gegen die Pflicht auf. Für sie ist Freiheit gleichbedeutend mit schrankenloser Ungebundenheit und Willkür. Sie wollen in ihrer persönlichen Lebensführung ihren Trieben, Neigungen und Launen ungehindert folgen können, und deshalb von einer Bindung durch Religion und Moral nichts wissen. Die Mitmenschen erscheinen ihnen als „Herdentiere", auf die sie als „Übermenschen" keine Rücksicht nehmen können und dürfen, weil sie ihrer Meinung nach rückständig sind und jeglicher persönlichen Eigenart ermangeln. Frei sind nach ihnen nur diejenigen, die, unbekümmert um Gott und Menschheit und berauscht von der vermeintlichen Größe des eigenen Ichs, „sich ausleben". Das ist die Meinung eines noch gestern auch in unserem Volk modernen Individualismus und Subjektivismus. Wenn er recht hätte, gäbe es allerdings keine Verbindung und Versöhnung von Pflicht und Freiheit, und dann wären durch sie Männer wie Plato, Luther, Kant, Fichte, Eucken u. a. ins Unrecht gesetzt. Dann könnten diese Männer auch keine wahren Persönlichkeiten gewesen sein, denn nach der Meinung dieser jenseits von Gut und Böse schwebenden vermeintlichen Übermenschen muß eine wirklich kraftvolle Persönlichkeit Religion und Moral als Hemmungen einer freien Entwicklung empfinden. Da fragt Rudolf Eucken mit Recht: „Wo ist denn nun mehr echte Kraft und starke Persönlichkeit, bei unseren neumodischen Romantikern mit ihren schwelgenden Stimmungen und ihren Scheinreden eines großen Vermögens oder bei Männern wie Plato, Luther, Kant, diesen Koryphäen der moralischen Idee, die freilich viel zu sehr von der Schwere ihrer Aufgabe erfüllt waren, um einen Überschuß an Kraft zu empfinden und darüber viel zu reden, deren Vermögen aber ein großes Lebenswerk besiegelt?" Man sollte doch meinen, daß die genannten Männer von weltgeschichtlicher Bedeutung sattsam den Vorwurf widerlegen, als müsse die Moral Schablonenmenschen bilden. Vielmehr beweisen sie, daß wahre menschliche Größe ohne wesenhafte Moral und ohne die Pflichtidee gar nicht zu erringen ist.

Nach der Meinung dieser Männer sind Pflicht und Freiheit nicht zwei Begriffe, die sich widersprechen, sondern die sich ergänzen, so daß es also ohne Pflicht auch keine Freiheit gibt. Aber Freiheit ist für sie nicht Ungebundenheit, sondern gerade freiwillige Gebundenheit. Allerdings nicht Gebundenheit an menschliche Meinungen und Satzungen. Wer von diesen abhängt, wer bei allem, was er sagt und tut, sich ängstlich fragt, was wohl die lieben Mitmenschen, denen bekanntlich oft Mangel an Einsicht in die wahren Beweggründe des Handelns anderer und Neid und Mißgunst den Blick trüben, dazu sagen werden, der ist tatsächlich unfrei, der wird nicht den Mut der Wahrheit haben.

Wahrhaft frei ist erst derjenige Mensch, der sich nicht von andern sagen lassen muß, was er tun und lassen soll, sondern der die Gesetze seines Handelns in sich selber trägt und findet. Diese Gesetze zeigt ihm die Pflichtidee. Diese allein kann ihn auch auf den Weg zur wahren Freiheit führen.

Kant feiert die Pflicht mit folgenden begeisterten Worten:

„Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüt erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im geheimen ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandschaft mit Neigungen stolz ausschlägt und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßige Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?"

Nur im Dienst der Pflichtidee kann der Mensch eine Persönlichkeit werden, die, unabhängig von dem Mechanismus der ganzen Natur, gestählt gegen Leid und Mißgeschick, in unwandelbaren Grundsätzen, die der Pflichtidee entstammen, verankert und damit im Besitze der wahren Freiheit ist.

Von einer solchen Persönlichkeit sagt Kants großer Schüler Fichte: „Ich erhebe mich in diesem Standpunkt und bin ein neues Geschöpf, und mein ganzes Verhältnis zur vorhandenen Welt ist verwandelt. Die Fäden, durch welche bisher mein Gemüt an diese Welt angeknüpft war und durch deren geheimen Zug es allen Bewegungen in ihr folgte, sind auf ewig zerschnitten, und ich stehe frei, und selbst meine eigene Welt, ruhig und unbewegt da. Nicht mehr durch das Herz, nur durch das Auge ergreife ich die Gegenstände und hänge zusammen mit ihnen, und dieses Auge selbst verklärt sich in der Freiheit und blickt hindurch durch den Irrtum und die Mißgestalt bis zum Wahren und Schönen, so wie auf der unbegrenzten Wasserfläche die Formen rein und in einem milderen Lichte sich abspiegeln."

Irrtum und Mißgestalt, von denen hier Fichte redet, ist auch die oben charakterisierte falsche Freiheit moderner Subjektivisten. Die wahre Freiheit bedeutet nicht schrankenlose Ungebundenheit, sondern Gebundenheit, und zwar an die Pflichtidee oder an das innere Gesetz. Wahrhaft frei ist nicht, wer lebt, wie er will, sondern wer lebt und handelt, wie es die Pflicht gebietet. Das sagen uns die großen Denker.

Es gibt keine wahre Freiheit ohne die Pflichtidee.

Auch unser Leben wird reich und frei sein, wenn wir es „in der Pflicht" führen!

Regina — die schwäbische Geistesmutter.

In ihr hatten viele große Deutsche ihre Ahnfrau.

Eine Entdeckung des Mörikeforsches H. W. Raths

besprochen von Universitätsprofessor Dr. Erich Jenisch.

Der Familienforschung, deren Bedeutung für die Literaturgeschichte mehr und mehr eingesehen wird, glücken merkwürdige Feststellungen. Erst kürzlich wurde — im neusten Bande des Jahrbuches der Sammlung Kippenberg — darauf hingewiesen, daß in Goethes Adern durch Vererbung Jahrhunderte hindurch bewahrt ein Tropfen Türkenblut fließt. Wahrscheinlich ist einer seiner Ahnen um 1300 ein Türke oder Araber gewesen, der in der Kreuzzugszeit nach Deutschland gebracht wurde. Vermutlich hätte es ohne diesen Emigranten keinen „West-östlichen Divan" gegeben. Daß Goethes Stammbaum mit dem Lukas Cranachs verschmilzt, war seit langem schon bekannt.

Das Erstaunlichste in Hinsicht auf familiengeschichtlicher Zusammengehörigkeit hat aber Hanns Wolfgang Rath, ein bekannter Mörikeforscher, aufgedeckt. Ihn interessierte im Zusammenhang mit seinen Mörikeforschungen die Gestalt des Amtsschreibers Heuglin, des Neffen Wilhelm Ludwig Wekhrlins, eines Bruders von Mörikes Großmutter. Eine Stelle in einem neu gefundenen Briefe von Mörikes Mutter wies nämlich darauf hin, daß Heuglin auch literarische Neigungen gehabt habe, eine Tatsache, die bisher unbekannt war. Rath suchte nun in Antiquariaten nach den verschollenen Schriften Heuglins und fand auch in einem Ulmer Antiquariatskatalog den Namen Heuglin angeführt. Das Buch war zwar kein literarisches, sondern behandelte „Die württembergischen Familienstiftungen", es rührte auch nicht von jenem gesuchten Amtsschreiber Heuglin, sondern von einem Pfarrer Dr. Friedrich Heuglin her, aber es wies Rath den Weg zu einer merkwürdigen Entdeckung, an deren Sicherung er mehr als ein Jahrzehnt mit mühevollem und unermüdlichem Fleiß gearbeitet hat. Seit Jahren liegen seine genealogischen Forschungen zusammengefaßt mit allen Belegen und zu zahlreichen Stammtafeln verarbeitet in dem Buche „Regina, die schwäbische Geistesmutter" (Verlag von Carl Fr. Schulz, Ludwigsburg und Leipzig) vor.

Jene merkwürdige Entdeckung war die einer gemeinsamen Ahnin vieler der großen Schwaben, deren Namen uns aus der Geschichte der Literatur und Philosophie bekannt sind. Diese Regina Bardili, geborene Burckhardt (1599—1669), war die Tochter des Tübinger Professors der Logik, Georg Burckhardt (1539—1607). Zweimal war Georg Burckhardt verheiratet, aus der ersten Ehe entstammten achtzehn Kinder, von denen neun am Leben blieben, aus der zweiten fünf, von denen drei lebenskräftig waren. Regina selbst war das vierte und in gewissem Sinne auch das letzte Kind der zweiten Ehe, denn ein Bruder, der 1601 geboren wurde, ist in frühem Alter gestorben. Einundsechzig Jahre war ihr Vater alt, als sie ihm geschenkt wurde. Sie blieb als die jüngste Tochter am längsten im Hause der Eltern, in das auch ein junger Student der Rechtswissenschaft, Tobias Lotter, der mit den Burckhardts verwandt war, als Kostgänger aufgenommen wurde. Am 4. Dezember 1622 schenkte nun Regina einem Kinde das Leben, das auf den Vornamen seines Vaters — Tobias getauft wird. Lange blieb dieser „filiolus illegitimus", wie ihn das Tübinger Totenbuch bezeichnet, nicht am Leben, er starb schon im September des nächsten Jahres.

Zweieinhalb Jahre später berichtet das Tübinger Taufbuch von der Geburt eines zweiten Kindes der Regina. Auch dieses Kind, eine Tochter, ist nicht in strengstem Sinne als legitim zu bezeichnen, es wurde fünf Monate nach der Trauung der Regina mit dem Studenten der Medizin Carl Bardili geboren. Auf diese Tochter, die früh gestorben ist, folgten insgesamt noch zehn Kinder, von denen sieben am Leben blieben. Von diesen sieben Kindern erlebte Regina noch zweiundfünfzig Enkel, zu denen nach ihrem Tode noch neun hinzukamen!

Bevor Rath nun die Nachkommen der Regina genealogisch darstellt, beschäftigt er sich zunächst mit ihrem Stiefbruder Georg Adelbert Burckhardt, einem Sohn Georg Burckhardts aus erster Ehe. Schon in früher Jugend zeigt sich Georg Adelbert außerordentlich begabt. Er muß eine wunderkindartige Entwicklung durchgemacht haben, denn des Zehnjährigen Name findet sich bereits in der Matrikel der Universität Tübingen eingetragen. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Schmidlapp stammt eine Tochter Barbara, die durch ihre Nachkommenschaft Bedeutung gewinnt als eine Ahnfrau Mörikes.

Von den neun Kindern der Regina Bardili scheiden für die Untersuchungen Raths drei Söhne aus, deren Nachkommenschaft teils frühzeitig ausgestorben, teils nach Ostindien ausgewandert und dort verschollen ist oder keine überragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Auch unter den Nachkommen der ältesten Tochter Christine findet sich keiner der ganz großen Namen Schwabens.

Bedeutender ist die Nachkommenschaft ihres Sohnes Burckhardt (1629—1692), der ein angesehener Professor der Rechte in Tübingen war. Seiner Ehe mit Justine Eckher entstammten vier Kinder, von denen die beiden letzten zu den Ahnen Ludwig Uhlands und Friedrich Hölderlins zählen. Auch die zweitälteste Tochter Christina Dorothea kann zu ihren Enkeln und Urenkeln Männer wie den bekannten Dichter, Maler und Schauspieler Franz Karl Hiemer, den Verfasser des Liedes „Schlaf, Herzenssöhnchen", zählen. Wir kennen übrigens auch ein Bild Hölderlins von ihm, seines Jugendfreundes und — was ihm selbst wohl nicht bekannt war — seines Blutsverwandten. Auch Karl Friedrich Reinhardt, von Napoleon in den Grafenstand erhoben, ein Freund Goethes, gehört zu den Nachkommen dieser Christina Dorothea Bardili.

Nicht weniger bedeutend als die Deszendenten Burckhardt Bardilis sind die Nachkommen seiner Schwester Maria Magdalena, der zweiten Tochter der „Geistesmutter" Regina. Zu ihnen gehören Schelling und zwei Dichtergestalten, deren Namen zwar nicht zu den ersten zählen, die aber einen guten Klang haben, nämlich Karl Gerock und Ottilie Wildermuth.

Beachtenswert ist schließlich noch eine von dem jüngsten Sohne der „Geistesmutter" ausgehende Deszendentenreihe, der zwei schwäbische Philosophen, nämlich Christoph Gottfried Bardili und der Fichte nahestehende Friedrich Immanuel Niethammer, angehören und deren einer Zweig sich mit den Enkelkindern des Justinus Kerner verbindet.

Doch damit nicht genug. Von einem anderen Nachkommen Reginas schlingen sich noch unerforschte Fäden hinüber zu Johannes Kepler, Hauff, Kerner, Waiblinger, Mörike, Strauß, Conz, Hegel und Friedrich Theodor Vischer.

Die Arbeit Hanns Wolfgang Raths hat vor allem das eine festgestellt, die gemeinsame Abkunft vieler großen Schwaben und ihrer geistigen Eigenart aus einer Erbmasse. Und da Rath nicht nur die Stammbäume zusammengestellt hat, sondern stets auch ausführliche biographische Mitteilungen macht, so kann sein Material für die Vererbungsforschung vermutlich recht wertvoll werden. Hier sei zum Schluß nur noch darauf hingewiesen, daß die Vorfahren jener großen Geister überwiegend Gelehrte waren. Uhlands Ahnenreihe ist am einheitlichsten: der Jurist Uhland ist ein Nachkomme aus fünf Juristengenerationen. Bei Hölderlin, Schelling und den meisten anderen Nachkommen Reginas überwiegen die Theologen. In Mörikes Aszendenz zu Georg Burckhardt, dem allen gemeinsamen Ahnherrn, finden sich vier Mediziner und drei Juristen. Wie man sieht, scheinen die großen Genies nicht überraschend aus der Erbmasse des Stammbaumes hervorzutreten, sondern sie erscheinen — wenigstens in diesem Stammbaum — als die letzte Steigerung seit langem vererbter und von Stufe zu Stufe entwickelter geistiger Anlagen.

Josef Weinheber.

Hausspruch.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
wird nach mir eines andern sein,
war vor mir eines andern schon,
und bleibet stehn, geh ich davon.
Da ich's bekam in Heim und Hut,
sein Herd bleib warm, sein' Mauern gut,
der Brunnen dran mir nie versieg,
und frei zu Dach die Taube flieg!
Geschafft sei, was darin getan,
daß es der Nachbar wissen kann,
doch guck er mir nicht jedenfalls
mit seinem Fernrohr in den Hals!

Dies Haus sei all zu meiner Zeit
dem Fleiße und der Kunst geweiht,
und Liebe gehe für und für
von Herz zu Herz durch jede Tür!
Es schliefe ein, es halte fern,
und frohe Gäste heg es gern,
ein Krümel Brot, ein Schlüpfel Wein,
da wird es wohl zum Guten sein.
Viel mehr steht nicht in unsrer Macht,
so nutzet auch kein Vorbedacht:
In Gottes Hand stell ich dies Haus
und die da gehen ein und aus.

Englische Sprichwörter vom Heiraten.

Gleiches Blut, gleiches Gut und gleiches Alter sind drei gute Eheverwalter.

Nimm Wein aus gutem Boden und eine Tochter von einer guten Mutter.

Es ist besser, einen schweigsamen Dummkopf als eine gescheite Xanthippe zu heiraten.

Eine Frau und ein Leinentuch soll man nicht bei Kerzenlicht aussuchen.

Heirate über deine Verhältnisse und du heiratest einen Tyrannen.

Lippen, und seien sie noch so rosig, wollen gefüttert sein.

Besser halb gehängt, als schlecht verheiratet.

Gesammelt und übersetzt von K. Miethke.

Die südlichen Ostseegebiete als Urheimat der Germanen…

War Schweden schon vor 15000 Jahren bevölkert?

Die archäologische Wissenschaft, die sich in den Fußtapfen des berühmten Professor Montelius in Stockholm bewegt, ist zu dem Ergebnis gelangt, daß Schweden bereits vor etwa fünfzehntausend Jahren von einem urgermanischen Steinalterstamm bevölkert gewesen ist. Auch meinen die modernen Archäologen Schwedens, daß bereits während der „Ancylus-Zeit“ die Gebiete um die Ostsee von uralten Vorfahren des jetzigen Schwedenvolks bewohnt gewesen seien, sowie daß vieles für die Richtigkeit der Theorie spreche, wonach die Länder um die südliche Ostsee die eigentliche Heimat des germanischen Volksstammes gewesen seien.

Einer der hervorragendsten jüngeren schwedischen Archäologen, Dr. John Nihler, hat sich schon vor Jahren im „Nya Dagligt Allehanda“ über die diesbezüglichen hochinteressanten Forschungsresultate wie folgt ausgesprochen:

Während Montelius bereits vor längerer Zeit hatte feststellen können, daß ein Stamm aus dem Steinzeitalter etwa 2—3000 Jahre vor Chr. Geburt über das Gebiet Schonen im südlichen Schweden weiter in nördlicher und in nordöstlicher Richtung — längst der schwedischen Westküste, sowie auch den großen Gewässern und Flüssen entlang — nach den mittelschwedischen Seen Wänern und Wättern, nach Mälaren und bis Ostergoetland gewandert sind, haben eingehende Bodenuntersuchungen der letzten Jahre ergeben, daß die östlichsten Gebiete Schwedens eine Bevölkerung noch viel älteren Ursprungs gehabt hat; schon Montelius war geneigt anzunehmen, daß diese Gegenden vor etwa 15 000 Jahren bewohnt gewesen seien, wenn man auch erst vor wenigen Jahren zu festen und einwandfreien Schlüssen nach dieser Richtung hin hat gelangen können.

Diese ältesten Bewohner Ostschwedens sind wahrscheinlich Renntierjäger gewesen. Während der Eiszeit lebten in Frankreich sowie in Mitteleuropa Renntiere; als sich später das Eis zurückzog, und immer größere Gebiete Skandinaviens freigelegt wurden, kamen zahlreiche Renntiere nach der skandinavischen Halbinsel; ihren Spuren folgten zerstreut lebende Jägerstämme, deren aus Renntierhorn angefertigten Geräte vielfach sowohl in Deutschland, Dänemark, Schweden als auch in Norwegen gefunden worden sind. Die aus Renntierjägern bestehende alleräteste Bevölkerung Schwedens war zunächst, und zwar durch einige Jahrtausende, sehr spärlich. Etwas dichter bewohnt wurde Schweden wahrscheinlich erst während der Ancylus-Zeit, d. h. etwa zwischen dem siebenten und fünften Jahrtausend vor Chr. Geburt. Man weiß jetzt bestimmt, daß während der Ancylus-Zeit recht zahlreiche, von Jagd und Fischerei sich ernährende Stämme im südlichen und im mittleren Schweden, ja vielleicht sogar im „Norrland“ gewohnt haben.

Während der darauf folgenden Jahre, etwa bis 1800 Jahre vor Chr. Geburt dauernden, jüngeren Steinzeit verbreiteten sich die Jäger- und Fischerstämme fast über alle überhaupt bewohnbaren Gebiete der skandinavischen Halbinsel. Viele der entlegensten Gebiete, welche von den Stämmen der jüngeren Steinzeit bewohnt gewesen sind, waren, nachdem die Stämme des Steinalters später weggezogen waren, ganz und gar unbewohnt, und zwar bis in die geschichtliche Zeit hinein.

Nach der Ansicht des Forschers Montelius waren die ältesten Stämme, welche Schweden bewohnten, Nachkommen der in der ältesten Steinzeit in Westeuropa wohnenden „Cromagnon-Rasse“, welche langschädelig war. Von dieser Rasse stammten die Germanen ab. Hiernach hätte also während etwa 15 000 Jahren eine einheitliche Rasse ununterbrochen die skandinavische Halbinsel bewohnt, ein Verhältnis ohne Seitenstück in der Geschichte der Völker. Das Schwedenvolk ist denn auch, dank dieser Rasseneinheit, eines der langschädeligsten Völker der Erde.

Die Theorien des Dr. Montelius sind bekanntlich öfter in wichtigen Punkten bestritten worden. Im großen ganzen haben sie jedoch durch das reiche Beweismaterial der neuesten archäologischen Forschungen Schwedens ihre Bestätigung gefunden. So wurde vor einiger Zeit in Stangenäs in der Provinz Bohuslän (Westschweden) ein uraltes Kranium ans Tageslicht gebracht, welches zu einem typisch langschädeligen Individuum gehört haben muß. Das Kranium muß fast 9000 Jahre alt gewesen sein. Ähnliche Funde langschädeliger Kranien, die aus dem 4. und 5. Jahrtausend vor Chr. Geburt, also aus der jüngeren Steinzeit, stammen, sind vielfach in verschiedenen Gegenden Schwedens gemacht worden; dadurch ist der Beweis erbracht worden, daß viele Jahrtausende hindurch derselbe Volksstamm — ein langschädeliger Stamm aus dem Steinzeitalter — in Schweden, sowie im Norden überhaupt, gelebt hat. Das waren die sogenannten Prä-Germanen. Überdies aber hat man bekanntlich in Skandinavien verschiedentlich auch Spuren eines kurzschädeligen Stammes gefunden, der neben den „Langschädeln“ gelebt hat. Das Alter und der Ursprung dieser skandinavischen „Kurzschädeln“ sind zweifelhaft. Wahrscheinlich handelt es sich um eine vom Kontinent her später eingewanderte Rasse.

Es ist eine recht verbreitete, vielfach aber bestrittene Auffassung unter schwedischen Archäologen, daß die „Prä-Germanen“, welche viele Gebiete Schwedens bevölkert haben, von der langschädeligen Aurignac-Rasse abstammen, die während der Ancylus-Zeit in Mitteleuropa lebte. Von Mitteleuropa seien Angehörige der Aurignac-Rasse, den großen Flußläufen folgend, bis zur Ostsee gelangt, von dort weiter nach Skandinavien — wahrscheinlich über die spätere Insel Gotland, welche damals noch mittels einer Landzunge mit dem europäischen Festland verbunden gewesen sei. Auf Gotland hat man in den letzten Jahren besonders interessante Funde aus dem Steinzeitalter gemacht. U. a. sind unter der jetzigen Stadt Wisby die Reste eine Fischerdorfes aus der Steinzeit entdeckt worden. Die Reste dieses 4000 Jahre alten Fischerdorfes lagen noch ziemlich unberührt in einer Tiefe von etwa 2 Metern unter Wisby! Auch viele Gräber aus der Steinzeit wurden auf Gotland ans Tageslicht gebracht; aus der Ähnlichkeit der Begräbnisgebräuche meint man auf einen nahen Zusammenhang zwischen der ältesten Bevölkerung Gotlands und der Bevölkerung Mitteleuropas während der Ancylus-Zeit schließen zu können.

Die Johanniter

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem Heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Friedrich Schiller (1795)

Nacht der Minne in Regensburg.

Das Jahr 1546 war eine glanzvolle Zeit für die alte Freie Reichsstadt Regensburg, denn des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mächtiger Kaiser Karl V. hatte in diese Stadt den Reichstag einberufen, wie die Versammlung der Reichsstände im alten Deutschen Reich genannt wurde.

Der Monarch stieg zuerst im Rathaus, einem düsteren, unfreundlichen Gebäude ab. Da es ihm aber hier mißfiel, bezog er im Hause der wohlhabenden „Bürgers- und Gürtlersleute“ Wolfgang und Sibylla Plumberger ein „Losament“, bis die Gemächer im „Goldenen Kreuz“, der Fürstenherberge, instand gesetzt waren.

Das Ehepaar hatte ein blendendschönes, wunderholdes Töchterlein, namens Barbara, auf das die ernste, erhabene Kaiserliche Majestät — wie Karl später beim Frieden zu Crespy ausdrücklich ehrfurchtsvoll genannt wurde — einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machte. Der Kaiser, den Kopf voller Regierungssorgen und mit Geschäften überladen, schenkte zunächst dem reizvollen Mädchen wenig Beachtung. Aber als sie sich bei einer Festlichkeit im „Goldenen Kreuz“, prächtig angetan, in ihrer strahlenden Schönheit vor ihm verbeugte, nahm sie das Herz des mächtigen Mannes, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, mit Sturm —.

Es war eine wundervolle Mondnacht.

Im Flur des Hauses des Bürgergeschlechtes der Plumberger standen still und unbeweglich, wie eherne Bildsäulen, zwei riesenhafte spanische Wachen in geschlitztem Wams und Pluderhosen, in deren Brustharnischen, Schwertscheiden und Hellebarden sich das fahle Licht des Mondes, das durch die geöffneten Butzenscheibenfenster fiel, spiegelte. Aus einem Gemach erklang der dumpfe, metallene Glockenschlag einer Uhr, die die Mitternachtsstunde kündete.

Da öffnete sich behutsam eine Tür und eine, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllte Gestalt, ein Barett von gleicher Farbe tief in die Stirn gedrückt, trat vorsichtig auf den Gang hinaus und klopfte leise, leise an die neben dem Gemache, das sie verlassen, befindliche Tür, die sofort geräuschlos aufgemacht wurde. Die Gestalt schlich über die Schwelle und lautlos wurde die Tür wieder geschlossen.

Totenstille herrschte. — — —

Der Kaiser verließ Regensburg im August 1546.

Der Abschied, den er von seinem süßen Lieb Barbara Plumberger nahm, soll herzzerreißend gewesen sein.

Er hat sie nie mehr gesehen — — —

*

Im Oktober 1571 errang die Flotte der verbündeten Venezianer und Spanier einen glänzenden Sieg über die Türken bei Lepanto, unter dem jugendlichen Don Juan de Austria — nicht d'Austria, wie häufig fälschlich geschrieben wird — der die Übermacht der Osmanen zur See für immer brach.

Sie verloren mehr als 130 Kriegsgaleassen und 30 000 Tote und Gefangene. Tausende von christlichen Galeerensklaven wurden befreit.

Der kühne Seeheld war der Sohn Kaiser Karl V. und der Regensburger Bürgerstochter Barbara Plumberger oder Blomberg, wie sie später in Gent genannt wurde.

So wollte es denn eine Laune der geheimnisvollen Macht des ehernen Schicksals, daß der Sohn einer Deutschen Venedig, die stolze Republik von San Marco, vor dem Untergang bewahren sollte.

Noch in unseren Tagen kann man die vergilbten Flaggen, Banner und Paniere der Galeassen, mit denen Don Juan de Austria, auch Johann von Österreich genannt, die Seeschlacht gewann, in der Kathedrale von Sevilla betrachten.

Er wuchs seit 1550 unter den Namen Geronimo im Dorfe Leganes unweit von Madrid bei Pflegeeltern geringen Standes heran. 1554 wurde der neunjährige Knabe der Edeldame Madalena de Ulloa übergeben und seitdem auf dem Schlosse Villagarcia, unfern von Valladolid, erzogen.

1561 bezog er die Hochschule in Alcala.

Da er Neigung zum Kriegswesen zeigte, erhielt er später den Befehl über ein Geschwader von 33 Galeeren, mit denen er gegen die afrikanischen Korsaren kämpfte.

Die in diesen Gefechten gemachten Erfahrungen kamen ihm in der Seeschlacht von Lepanto sehr zustatten.

Die Liebe zur wunderholden Regensburgerin Barbara Plumberger scheint eine der schönsten Erinnerungen Kaiser Karl V. gewesen zu sein, denn er war auf die Wohlfahrt ihres und seines Sohnes rührend bedacht, wie der in beweglichen Worten abgefaßte Zusatz zu seinem Testament beweist, worin es unter anderm hieß:

Ich bekam, als ich in Deutschland weilte, von einem ledigen Weib, der Barbara Plumbergerin zu Regensburg, einen Sohn. Ich beauftrage nun den Prinzen (Philipp), diesen meinen Sohn Geronimo zu ehren und ihm die gebührende Hochachtung entgegenzubringen.“

Philipp II. erkannte ihn auch als Sprößling des Hauses Österreich, als Don Juan de Austria an und übertrug ihm in späterer Zeit die Statthalterschaft in den Niederlanden.

Moritz Winters.

Kinder-Kameradschaft bis in den Tod.

In Castelvetro bei Piacenza sind drei italienische Kinder bei dem Versuch, ihrer Gefährtin das Leben zu retten, ertrunken. Eine Gruppe der faschistischen „Kleinen Italienerinnen“, einer Abteilung der Balilla, war in einer Ferienkolonie am Po untergebracht. Unter Aufsicht von Gruppenführerinnen durchwateten die Mädel einen Arm des Flusses, um eine gegenüberliegende Insel im Po zu erreichen. In einem unbewachten Augenblick löste sich die achtjährige Nina B. aus der Gruppe los und wurde sofort von einer reißenden Strömung fortgetragen. Zwei „Kleine Italienerinnen“ (Piccole Italiane) von neun und zehn Jahren warfen sich augenblicklich in den Fluß, um die Gefährtin zu retten; das gleiche tat der Balillajunge Giuseppe P. Aber alle drei Kinder wurden von der Strömung weggerissen und konnten von den Aufsichtspersonen nicht mehr gerettet werden. Die Nachricht von diesem Unglücksfall hat in ganz Italien tiefe Bewegung hervorgerufen.

Heinrich von Kleist:

Gattin und Mutter.

Der vornehmste Beruf der Frau.

Der deutsche Dichter Heinrich von Kleist hat in einem Schreiben an seine von ihm sehr verehrte Stiefschwester Ulrike vom Mai 1799 über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter ausgezeichnete Worte gefunden, die gerade heute wert sind, wieder einmal ins Bewußtsein gerückt zu werden. Er schreibt darin:

„… Laß mich aufrichtig, ohne Rückhalt, ohne alle falsche Scham reden. Es scheint mir — es ist möglich, daß ich mich irre, und ich will mich freuen, wenn Du mich vom Gegenteil überzeugen kannst —, aber es scheint mir, als ob Du bei Dir entschieden wärest, Dich nie zu verheiraten.

Wie? Du wolltest nie Gattin und Mutter werden? Du wärst entschieden, Deine höchste Bestimmung nicht zu erfüllen, Deine heilige Pflicht nicht zu vollziehen? Und entschieden wärst Du darüber? Ich bin wahrlich neugierig, die Gründe zu hören, die Du für diesen höchst strafbaren und verbrecherischen Entschluß aufzuweisen haben kannst.

Eine einzige simple Frage zerstört ihn. Denn wenn Du ein Recht hättest, Dich nicht zu verheiraten, warum ich nicht auch? Und wenn wir beide dazu ein Recht haben, warum ein Dritter nicht auch? Und wenn dieses ist, warum nicht auch ein Vierter, ein Fünfter, warum nicht wir alle? Aber das Leben, welches wir von unseren Eltern empfingen, ist ein heiliges Unterpfand, das wir unseren Kindern wieder mitteilen sollen. Das ist ein ewiges Gesetz der Natur, auf welches sich ihre Erhaltung gründet.

Diese Wahrheit ist so klar, und das Interesse, das sie bei sich führt, dem Herzen des Menschen so innig eingepflanzt, daß es mir schwer wird, zu glauben, sie sei Dir unbekannt. Aber was soll ich glauben, wenn Dir der, nicht scherzhafte, nur allzuernstliche Wunsch entschlüpft„ Du möchtest die Welt bereisen? Ist es auf Reisen, daß man Geliebte suchet und findet? Ist es dort, wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigsten erfüllt? Oder willst Du endlich, wenn Dir auch das Reisen überdrüssig ist, zurückkehren, wenn nun die Blüte Deiner Jahre hingewelkt ist, und erwarten, ob ein Mann philosophisch genug denke, Dich dennoch zu heiraten? Soll er Weiblichkeit von einem Weibe erwarten, deren Geschäft es auf ihrer Reise war, sie zu unterdrücken?

Aber Du glaubst, Dich trösten zu können, wenn Du auch einen solchen Mann nicht fändest. Täusche Dich nicht, Ulrikchen, ich fühle es, Du würdest Dich nicht trösten, nein, wahrlich, bei Deinem Herzen würdest Du Dich nicht trösten. Gesetzt, es wäre Dein Wille, Dich nach der Rückkehr von Deiner Reise irgendwo in einer schönen Gegend mit Deinem Vermögen anzukaufen. Ach, dem Landmann ist ein Gatte unentbehrlich. Der Städter mag seiner entbehren, ich will es glauben, das Geräusch der Stadt kann seine geheimen Wünsche unterdrücken, er lernt das Glück nicht vermissen, das er entbehrt. (Die Stadt war damals noch etwas Unheimliches, Neues, daher die Auffassung Kleists). Aber der Landmann ist ohne Gattin immer unglücklich. Da fehlt ihm Trost und Hilfe in Widerwärtigkeiten, da ist er in Krankheiten ohne Wartung und Pflege, da sieht er sich allein stehen in der weiten, lebendigen Natur, er fühlt sich unvermißt und unbeweint, wenn er an den Tod denkt. Und selbst wenn seine Bemühungen gedeihen und mit Früchten wuchern, — wo will er hin mit allen Erzeugnissen der Natur? Da fehlen ihm Kinder, die sie ihm verzehren helfen, da drückt er wehmütig fremde Kinder an seine Brust und reicht ihnen von seinem Überflusse.

Täusche Dich daher nicht, Ulrikchen. Dann erst würdest Du innig fühlen, welches Glück Du entbehren mußt, und um so tiefer würde dies Dich schmerzen, je mehr Du es selbst mutwillig verworfen hast.

Und was würde Dich für so vielen Verlust schadlos halten können? Doch wohl nicht der höchst unreife Gedanke, frei und unabhängig zu sein? Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet? Nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben kannst Du ohne Hilfe eines Mannes überschreiten, und willst allein über die Höhen und über die Abgründe des Lebens wandeln? Oder willst Du von Fremden fordern, was Dir ein Freund gern und freiwillig leisten würde?

Aus all diesen Gründen, deren Wahrheit Du gewiß einsehen und fühlen wirst, gib jenen unseligen Entschluß auf, wenn Du ihn gefaßt haben solltest. Du entsagst mit ihm Deiner höchsten Bestimmung, Deiner heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen kann, dem einzigen Glück, das Deiner wartet.

Und wenn Mädchen, wie Du, sich der heiligen Pflicht, Mütter und Erzieherinnen des Menschengeschlechts zu werden, entziehen, was soll aus der Nachkommenschaft werden? Soll die Sorge für künftige Geschlechter nur der Üppigkeit feiger und eitler Dirnen überlassen sein? Oder ist sie nicht vielmehr eine heilige Verpflichtung tugendhafter Mädchen? — Ich schweige und überlasse es Dir, diesen Gedanken auszubilden.“